

Das künstliche Auge

Autor(en): **Wenger-Ruutz, L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **1 (1906-1907)**

Heft 6

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748227>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schon einmal zurückgelegt, von Shakespeare zu Schiller, und uns bleibt zu hoffen, daß er eine Windung höher am Berge der Läuterung wiederholt werde. Der Naturalismus war dann eine heilsame Erfahrung: er zeigte, daß das grelle Licht der vielgepriesenen Wissenschaft für alles Gute, Edle, für alles Menschliche ebenso verderblich ist, wie die schwärzeste Geistesnacht des Mittelalters!



Das künstliche Auge.



Es war einmal einer, der ein künstliches Auge hatte. Das andere war ein gewöhnliches Auge, wie es jeder Mensch besitzt.

Niemand begriff, warum der Mann Dinge sah, die kein anderer sehen konnte, und warum er oft behauptete, es sei gar nichts da, wenn es alle andern sahen.

Es kam aber daher, weil er einmal mit dem natürlichen Auge die Dinge betrachtete und einmal mit dem künstlichen Auge. Öffnete er nur dieses, so verzerrte sich ihm alles, was er sah, und wechselte Form und Farbe.

„Maulwürfe!“ höhnte er die Leute, die kopfschüttelnd behaupteten, sie begriffen gar nicht, was er sehe. Oder er lachte sie aus.

„Sie bewundern wieder, was nicht da ist,“ sagte er achselzuckend.

Der Mann ging über Land. Es war noch ein anderer bei ihm, ein Maler mit gewöhnlichen Augen. Der mit dem künstlichen Auge hatte eine mitleidige Verachtung für ihn. Der Maler fühlte sie, und es ward ihm unbehaglich.

„Ewig diese grünen Bäume“, murrte der Mann, dessen künstliches Auge noch schlief. „Es wird nachgerade langweilig! Grün! Solch altmodische Farbe!“ Da erwachte sein Auge.

„Donnerwetter! Sie sind ja gar nicht grün! Da ist ja alles Farbe, Blut, Feuer! Fort mit den grünen Bäumen!“

Zögernd widersprach der Maler: „Sie sind doch aber grün!“

„So, sind sie grün?!“ höhnte der andere. „Weil ihr Blindschleichen sie grün seht, sind sie grün, nicht wahr?“ Dem Hohn gegenüber sind die Leute feig. Darum schämte sich der Maler und bekehrte sich rasch.

„Es ist wahr, sie sind rot,“ sagte er zaghaft. Er sah sie zwar nicht eigentlich rot, aber es schien ihm doch, als ob sie einen rötlichen Schimmer hätten. Und bald kamen sie ihm rot vor, dunkelrot.

Darauf malte er ein Bild mit Bäumen, die wie in Blut getaucht ausfahen, und den mächtigen Strom, der sein Bild quer durchschnitt, machte er ebenfalls rot. Auch das Gras, aber dieses hatte einen blauen Schimmer. Im Vordergrund krochen drei Schnecken, deren Fühlhörner sich berührten.

Der Maler wußte wohl, daß das Publikum sein himbeerfarbenes Bild nicht so ohne weiteres annehmen würde. Er nannte es daher: „Seelenharmonie“. Das würde den Leuten zu denken geben.

Das Publikum stand vor des Malers Bild und lachte. Darauf schalt es. Dann versuchte es, die „Seelenharmonie“ zu begreifen. Zulezt schämte es sich, daß es sie nicht begriff, und als es soweit war, hatte der Maler gewonnen Spiel. Alle Welt bewunderte die „Seelenharmonie“, und das Museum der Stadt kaufte sie. Der Maler schrieb sich die Sache hinter die Ohren.

Wieder ging der Mann mit dem Maler spazieren. Sein natürliches Auge schloß und nur das künstliche wachte.

„Hübsch, dieser Silberton!“ sagte er daher. Diesmal versuchte es der Maler nicht einmal, seinen eigenen Augen zu glauben. Er sah den Wald sofort im Silberton, ging nach Hause und schuf ein Bild. Grau alles, einförmig, nebelhaft, verschwommen. Im Vordergrund ein schmutzig-grüner Sumpf, auf dem eine gelbe Dahlie schwamm. „Toter Haß“ hieß das Bild im Katalog.

Drei volle Tage brauchte das Publikum, bis es sich die rote Harmonie abgewöhnt hatte. Dann hob es mit Begeisterung den „Toten Haß“ auf den Schild. Und wieder nach drei Tagen sprach die Stadt von nichts anderem. Der Maler trug einen schweren Geldsack nach Hause.

Zum drittenmal gingen die zwei über Land. Der Mann schloß seine beiden Augen und spitzte dafür die Ohren.

„Hören muß man die Schönheit, nicht sehen,“ rief er in Ekstase, „gar nichts soll auf der Leinwand sein, damit man voll genieße, empfinde, fühle“.

Der Maler malte ein Bild, und als es fertig war, sah es aus, als wäre die Leinwand leer.

„Ah!“ rief der Mann, „ausgezeichnet! Feuchtes Moos, faules Holz! Mord! Schauer zittern über meine Haut!“ Er schloß die Augen.

Das Bild wurde zwischen zwei spitzen schwarzen Bäumen aufgehängt. Klapperschlangen wanden sich um die Stämme. Graue Schleier fielen in geraden Falten über die Leinwand. „Mord“ stand in langen, verzerrten Buchstaben auf dem Rahmen. Er hatte die Form eines Galgens.

Das Publikum kam. Keiner wagte laut zu atmen oder gar sich zu schneuzen. Man empfand das Bild, man fühlte es, man nahm es in sich auf.

„Ah!“ seufzten alle. Ihre Seelen gingen auf den Fußspitzen. Ohne eine Gänsehaut verließ keiner den Saal.

Der Mann und der Maler saßen auf einer der Ruhebänke. Der Mann mit dem künstlichen Auge hielt sein natürliches geschlossen, der Maler alle beide.

„Wie schwer er an seinem Bilde trägt!“ sagten die Leute und betrachteten sein blasses Gesicht.

Da kam ein Fremder zur Türe herein, ein Nordländer mit blauen Augen und klarem Blick. Erstaunt betrachtete er den Maler, das Publikum und das Bild. Dann lachte er, laut und herzlich. Von dem Lachen zerrissen die Schleier, die vor dem Bild hingen, und man sah plötzlich, daß die Leinwand leer war, leer und öde.

Da fingen die Leute an, sich zu räuspern, sich zu schneuzen, zu schwätzen und zu husten. Man konnte ordentlich hören, wie ihnen die Augen aufgingen.

Sie scharten sich um den Maler. „Hinaus!“ schrie die Menge zornig.

Der Mann mit dem künstlichen Auge war schon fort.

„Warte es ab,“ sagte er zu ihm, „deine Zeit wird wieder kommen!“ Da verkroch sich das künstliche Auge, so daß nichts mehr von ihm zu sehen war.

L. Wenger-Kuuz.

